

kein Recht. Nicht als Klagender steht Barth vor Gott, sondern als ehrlich Verzweiflender, der zum Sprung ins Dunkle, d. h. in die ihm unbegreifliche Liebe Gottes in Christus gezwungen ist. Was ihn von der Ethik der übrigen Theologie trennt, ist dies, daß er die Scheidung von Religion und Sittlichkeit nicht kennt und in beidem einen und denselben Lebensvorgang unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten vor sich hat. Ihm sind wie Karl Heim in seinem Leitfaden der Dogmatik Religion und Ethik nicht zwei verschiedene Geistesfunktionen. Die gegensätzlichen Aussagen: Gott handelt — Ich handle, sind Entfaltungen einer Einheit. Jede Aussage ohne die entgegengesetzte würde zu einem unreinen Ausdruck des Offenbarungserlebnisses. So angesehen verschwindet der Hiatus, den manche Kritiker in Barths Denken entdeckt zu haben glaubten.

Endlich erwähne ich als Kritiker Barths lie. Martin Werner in Bern, der mit einer besonderen Schrift „Das Weltanschauungsproblem bei Karl Barth und Albert Schweizer“ hervorgetreten ist. Wie ich höre, hat Barth selbst auf diese Schrift geantwortet, so daß sich ein näheres Eingehen auf sie an dieser Stelle erübrigt. Sie bringt sachlich nicht wesentlich Neues und ist zudem in einem so höhnischen Ton gehalten, daß die Beschäftigung mit ihr nicht gerade erfreulich ist. Werner ist Kulturprotestant und hat für die Anliegen seines Gegners nirgendwo ein Verständnis. Es wird gut sein, wenn die von ihm beliebte rustikale Kampfweise, den Gegner lächerlich zu machen und wie homerische Helden mit entrüsteten Worten loszufahren, nicht wieder in den theologischen Verkehr eingebürgert wird.

Barth ist ein starker Anreger. Was er zu sagen hat, mußte notwendig gesagt werden, damit die Kirche wieder eine Theologie empfängt, die ihren Namen verdient. Der Inhalt seiner Botschaft ist gar nicht das ihn von andern Absondernde, sondern der Nachdruck, mit dem er redet. Bei Schlatter und Ehlers, auch bei Schäfer u. a. finden sich verwandte Gedankengänge, nur nicht so einseitig und wuchtig vorgetragen und nicht so stark philosophisch unterbaut. Wer von der Schrift und den Reformatoren herkommt, kann sich mit Barth und den Seinigen in der Hauptsache wohl verständigen, wenn er auch manches nicht gerade so gelehrt haben möchte. Mir z. B. ist der stete Seitenblick des Römerbriefkommentars auf Dostojewskij äußerst störend und widerwärtig. Daß dieser Russe mit den anormalen und entarteten Gestalten seiner Romane irgend etwas beitragen soll zum Verständnis des evangelischen Christentums, will mir nicht einleuchten. Angeregt durch Barth und Thurneysen habe ich aufs neue versucht, „Die Brüder Karamasow“ zu lesen. Aber mit demselben Erfolg wie früher. Gelangweilt und angewidert mußte ich den Versuch wieder aufgeben und die damit verschwundene Zeit beklagen. Auch ist es möglich, vielleicht auch nötig, auf bedenkliche Konsequenzen der Grundanschauung Barths über die Relativität aller Geschichte und alles menschlichen Tuns hinzuweisen. Aber wir müssen als Theologen gelernt haben, nicht jede denkbare Folgerung aus einem Vorderatz zu übernehmen. Der in seiner Wirklichkeit erkannte Christenglaube bewegt sich nun einmal, von uns aus betrachtet, in Widersprüchen. Es ist eines der Verdienste von Barth, daß er wieder unser Mißtrauen weckt gegen ein Christentum, in dem alles so wunderbar ausgeglichen und verständlich ist. Daß Modern-Positive und Kulturprotestanten in entsetzter Abwehr die Hände gegen Barth erheben, ist ganz in der Ordnung. Wir Reformierten können es bei ihm wohl aushalten, da wir schon von Calvin gelernt haben, an Abgründen vorbeizuwandeln und da zu stehen, wo man nicht stehen kann. Eine Theologie, die wie die Theologie von Karl Barth unter dem Zeichen des Soli Deo Gloria arbeitet, ist in jedem Augenblick und an jedem Punkt verbesserungsfähig, aber grundsätzlich geht sie auf dem rechten Weg.

Rolfhaus-Blotzo.



Abraham Scultetus.

(Zu seinem dreihundertjährigen Todestage.)

24. Oktober 1924.

(Verf. pätet.)

Abraham Scultetus hat die Inschrift auf seinem Grabe selbst verfaßt. Sonst überließen die Männer des 16. und 17. Jahrhunderts ihre Abfassung wohl ihren besten Freunden, und sie wurde von diesen als eine Ehrenpflicht empfunden und gerne übernommen. Scultetus bestimmte selber die Worte, die seine letzte Ruhestätte zieren sollten. Man kann sie heute noch lesen auf einer messingenen Tafel in der großen Kirche zu Emden:

„Abraham Scultetus

Fueram natus Grunbergae Silesiorum

24. Augusti Anno 1566. Denatus Emdae 24. Octobris Anno 1624. Coetera dolor et labor fuere.“

(Abr. Scultetus. Ich ward in Grünberg in Schlesien am 24. Aug. 1566 geboren. Ich starb zu Emden am 24. Okt. 1624. Das übrige war Schmerz und Müh.)

So liegt hinter uns sein 300 jähriger Todestag. 1)

Seine Grabinschrift ist nicht nur deswegen merkwürdig, weil in ihr gewissermaßen der Verstorbene aus der Ewigkeit zu dem Besucher des Grabes redet; sondern weil sie also resigniert und melancholisch vom Leben des Scultetus spricht: „Das übrige war Schmerz und Müh.“ Bildete nicht seine Laufbahn einen einzigen glänzenden Aufstieg? — bis freilich zuletzt ein jäher Absturz folgte. Wurden nicht auf sein Haupt alle denkbaren Ehrungen gehäuft? — bis allerdings tiefe Schmach ihn traf. Hat ihm seine Lebensarbeit nicht das persönliche Sein unendlich bereichert? — bis freilich zuletzt sich ihm der Scheitwert aller menschlichen Dinge gewaltig aufdrängte. Die Worte, die er für seine Gruft gewählt hat, zeigen, wie tief das Unglück ihn niedergebeugt hat, wie auch er, ähnlich seinem Freunde Henricus Alting, den Sturz von der Höhe nicht hat verhindern können, und ihm sein ganzes Dasein von der Dunkelheit der letzten Jahre überschattet wurde: geboren... gestorben... Das übrige war Schmerz und Müh.

1.

Wir haben es hier mit einem zweifellos bedeutenden Manne zu tun. Schon daß er eine eigene Biographie hinterließ²⁾, die der Verteidigung seiner Lebensprinzipien dienen sollte, hebt ihn aus der Reihe vieler seiner großen Zeitgenossen heraus. Diese Zeilen können darum auch nicht das Ziel haben, seine wissenschaftliche Bedeutung im Ganzen zu würdigen, oder auch nur ein genaueres Lebensbild von ihm darzubieten. Sie wollen nur auf den merkwürdigen Theologen aufmerksam machen und das Originale an ihm unterstreichen.

Das Zielbewußte und Energische seines Wesens trat schon frühzeitig zu Tage. Der von Natur schwächliche, seine Eltern um sein Leben in steter Sorge haltende Knabe erwachte sich bei seinen ersten Lehrern bereits eine solche Zuneigung, daß einer von ihnen ihm den wertvollsten Teil seiner Bibliothek vermachte. Der Bierzehnjährige schüttelte ebenso die Pest wie das Dogma von der Ubiquität von sich ab, das sein Prediger ihm hatte schmähhaft zu machen gesucht.³⁾ In Breslau studierte er neben dem später namhaften Gelehrten Amandus Polanus von Polansdorf und Bartholomeus Pitiscus, sah sich aber bald vor ein Nichts gestellt. Ein Brief von Grünberg teilte ihm mit, daß seine Vaterstadt durch Brand völlig eingeeäschert sei, daß seine Eltern all ihr Hab und Gut verloren hätten und große Armut litten, daß also an ein Weiterstudium nicht zu denken sei. Abraham sollte ein Handwerk erlernen. Doch daran fand er durchaus keinen Gefallen. Kurzentschlossen wandte er sich nach Freystadt, übernahm den Unterricht der Kinder des dortigen Bürgermeisters und bildete sich weiter in der Theologie an den Predigten des Abraham Bucholzer, die er fleißig besuchte. Also blieb er in der eingeschlagenen Laufbahn.

Scultetus hat es zu großer Gelehrsamkeit gebracht. Während er noch von den Leuchten der Heidelberger Universität lernte, von Franziskus Junius, Daniel Tossanus und Jakob Rimeonius, sammelte sich um ihn selber schon ein Kreis von jungen Leuten aus Frankreich, Deutschland, England und den Niederlanden, und er unterwies sie in der Rhetorik, in den Sprachen, in der Moral und der Astronomie.⁴⁾ Gleichsam im Vorübergehen tat er seine Gegner ab: in Schwalbach, auf einer Reise, stritt er sich mit einem Jesuiten über das Meßopfer und tat ihn glänzend ab, wenn man Meiners glauben darf. Und als er nach Neustadt unterwegs war, um mit einem Mathematikus dort über die Herausgabe eines wissenschaftlichen Buches⁵⁾ zu reden, die derselbe dauernd verzögerte, traf er in Speier auf den bekannnten Samuel Huber, ließ ihm in seiner Herberge keine Ruhe, sondern trieb ihn frisch-

¹⁾ Bayle (Dict. hist. et. crit. III) tadelt die ungenaue Angabe seines Gewährsmannes Paul Freher (Theatrum virorum eruditione clarorum), der 1556 als Geburtsjahr des Scultetus angibt, folgt aber doch seiner falschen Angabe, wenn er das Jahr 1125 zu dessen Todesjahr macht.

²⁾ De curriculo vitae imprimis vero de actis, Pragensibus Abr. Sculteti Narratio apologetica, Emden 1625.

³⁾ Meiners, Oostorieschlandts kerkelyke Geschiedeniss II 439 ff.

⁴⁾ Johannes Wilhelmus, Historie de Reformatie van de Kerken van de Paltz en Geneve T 326 f. Rotterdam 1745.

⁵⁾ Bayle vermutet, es habe sich um den Canon triangulorum gehandelt.

Mensch, der mehr suchte als das Material zu einer Dissertation über Sefaja-Redaktoren, hellenistische Einflüsse auf Paulus, Luthers Hofenknöpfe und dergleichen Kuriositäten, begeistert werden für das von Christus eingesetzte Zeugenamt in der Kirche Gottes? Da kam Barth und erinnerte uns an den Gott der Bibel, der etwas ganz anderes ist als die großväterlich lebenswürdigen und leider an den Menschen immer enttäuschten Traumgebilde, die man im Pietismus und in der modernen Theologie, auch in der Durchschnittspredigt unserer Zeit Gott nannte. Allerdings Wesenheiten, von denen sich nie einsehen ließ, warum sie Ehrfurcht verdienen und warum wir nur mit Zittern und Furcht ihr Walten anschauen und ihnen nahen sollten. Zu diesem Gott könnte man beinahe sagen: „Papa.“ Vor dem Gott, den Calvin preist, ergreift uns Ehrfurcht; der Gott, wie ihn, um nur eins zu nennen, die vielgelesene Dogmatik von Karl Hackenschmidt „Der christliche Glaube“ schildert, erweckt Mitleid, da er nie das tun kann, was er im Grunde will. Das mit sich identische Sein Schleiermachers vollends, diese inhaltlose Abstraktion erregt weder Ehrfurcht noch Mitleid, und was das rationale Gebilde in uns wachruft, dem in Lüdemanns allerneuester Dogmatik die Bezeichnung „Gott“ beigelegt wurde, ist wohl nur die gespannte Erwartung des Augenblicks, in dem ein einziger kritischer Einwand die ganze Herrlichkeit in Trümmer wirft. Was uns Karl Barth hingegen von Gott zu sagen hat, verkündet die Herrlichkeit des Unerforschlichen, raubt uns jeden Anspruch und schließt uns Gernegroßen den Mund. Ans umweht wieder einmal das ewige Geheimnis des verborgenen Gottes. Rücksichtslos werden wir aufgeschreckt aus dem Wahn, daß Gott und wir Partner sind im religiösen Betrieb; mit einer Beredsamkeit, die zuweilen den Atem zu verlieren droht, wird uns die Tatsache vor Augen gehalten, daß wir wirklich nur Menschen sind ohne jeden Anspruch an Gott, ohne die Möglichkeit, durch irgend welche Schutzvorrichtung uns eine eigene Provinz zu sichern und dadurch der Krisis zu entkommen, der von Gott her alles Menschliche unterliegt. Gottlose und Fromme sind vor den Augen dieses Gottes von allem Ruhm entblößt und mit ihrem wie auch immer beschaffenen Tun dem Tode unterworfen. Zeit und Ewigkeit erheben sich vor uns in ihrem erschütternden, unveröhnlichen Gegensatz. Gottes Wort und Wille bleibt im Himmel und auf Erden das allein in Betracht kommende. Die Theologie Karl Barths ist von Anfang bis zu Ende ein lauter, nicht zu überhörender Protest gegen den gemütlichen Gott, gegen den rational erfassbaren Gott, gegen den Gott, dessen wir uns in mystischer Schau bemächtigen, den wir unseren Plänen dienstbar machen und nach unseren Maßen und Begriffen messen.

Ist es ein Wunder, daß solche Theologie unsere jungen Männer in tiefster Seele ergreift? Gerade heute ergreift? Hier werden wenigstens deutliche Linien gezeichnet, unbergängliche Wahrheit leuchtet auf und bricht durch die Nebel, mit denen menschliches Razonieren die Majestät des Ewigen verhüllt hat. Wie in der Reformationszeit der Ruf: Zurück zu den Quellen! die Jugend begeistert, so ergreift sie heute die Lösung: Hin zum Ursprung! fort von allen Scheinherrlichkeiten, deren Wesenlosigkeit in ihrem Zusammenbruch offenbar wurde! Unsere Jugend hungert nach Wahrheit und Wirklichkeit, der halben Wahrheiten müde und nicht gewillt, sich wieder einmal mit Vorläufigkeiten abspesen zu lassen. Hier begegnen ihr letzte Fragen, aufgeworfen mit bitterstem Ernst; unsere Jugend empfindet bei Barth und seinen Freunden, daß nicht Manöver gespielt, sondern Schlachten geschlagen werden, sie sieht sich in den Wurzeln ihres Lebens angegriffen. Dazu kommt, daß in dieser Jugend das Blut der Väter evangelischen, biblischen Zeugnisses pulsiert und in Bewegung gerät, wenn mit neuen Jungen das scharfe Entweder — oder der Schrift diesem der Vermittlungen überdrüssigen Geschlecht verkündigt wird. Die Gebeine Luthers fangen an, sich in dieser Jugend wieder zu regen. Sie hat entdeckt, daß sie nicht nur einen Kopf hat als Vorratskammer für tausenderlei Wissenswertes, sondern auch ein Herz, das nach Gott und seinem Leben schreit, und hält mit Pascal dafür: *le coeur a ses raisons, que la raison ne connait pas*, diese Jugend hat Kathederweisheit genug vernommen, sie stürzt sich in das brausende Leben, das in Barths Schriften die Dämme gelehrter Zurückhaltung zerrissen hat. Der Mut der Wahrheit freut sie, der den einzelnen zum unbefürmerten Kämpfer macht gegen die überkommene öffentliche „theologische Meinung“ und auch gegen entsetzt abwehrende, aufgestörte Berufsgenossen. Sie fragt nicht zuerst nach den vielleicht noch so berechtigten Einwendungen, sie sieht einfach das Große, Wahre, Unerschachtelte, das von dem Staub des Kritizismus und anderer Sinnen gereinigte Gold biblischer Wahrheit. Wir können unsere Jugend nur beglückwünschen dazu, daß ihr solch ein Stahlbad besichert ist.

Barth selbst wäre der Letzte, sich der Kritik entziehen zu wollen und ein windgeschüttes Eckchen zu suchen. Er wird sicherlich nie wünschen, je dahin zu geraten, daß er sich sagt: jetzt ist meine Entwicklung abgeschlossen und ich bin im Stande, der Kirche fertige Erkenntnis darzubieten. Sein Standpunkt wird nie ein Standpunkt sein, sondern nur ein Durchgangspunkt zu tieferem Erfassen und kräftigerem Erfasstsein. Wie er mit seinen vermeintlichen oder wirklichen Gegnern ehrlich die Klinge gekreuzt hat, kann es ihm nur lieb sein, wenn sein Wort kritisch erwogen und sein Denken genötigt wird, sich immer klarer abzugrenzen und das Nichthaltbare der Krisis anheimzugeben. Ich für meine Person habe mir bei der Lektüre Barths oft gewünscht, dreißig Jahre jünger zu sein und mit ungehemmtem Jubel den scharfen Gletscherwind einzatmen zu dürfen, der uns von allen unseren „Standpunkten“ herunterwehen will. Aber das ist nun einmal nicht mehr möglich. Diese Freude bleibt der noch von keinen Theologien zerzausten Jugend überlassen. Unserem ist dafür die Pflicht auferlegt, den edlen Ritter, der so unverzagt in das theologische Kampfgebilde hinausgeritten ist, auf einzelne Lücken in seiner Kampfrüstung aufmerksam zu machen und vielleicht so zum Gelingen seines Kampfes einen kleinen Beitrag zu liefern. Das kritische Fragezeichen ist zuweilen ebenso wertvoll als das Triumph verkündende Ausrufungszeichen.

Von eingehenderen Boten zu Barths Botschaft übergehe ich die Thesen, die Harnack in der „Christlichen Welt“ seiner Zeit gegen Barth veröffentlicht hat, und die von letzterem beantwortet wurden. Der Thesenwechsel ließ zwei unveröhnliche Überzeugungen deutlich erkennen, ohne daß eine nähere Begründung beigegeben werden konnte. Nur soviel wurde aus den Thesen gewiß, daß der absterbende Liberalismus, als dessen Mund Harnack redete, der Kirche und ihrer theologischen Jugend nichts Wesentliches mehr zu sagen hat und nur noch als geschichtliches Denkmal hineinragt in eine von ihm nicht mehr verstandene Zeit.

Wichtiger erscheint mir Adolf Schlatters Rezension des Römerbriefkommentars in der „Furche“. Schlatter teilt das Lebensinteresse, um das sich Barths ganzes Denken dreht, die Verherrlichung Gottes. Auch ihm liegt es am Herzen, den Glauben als ein von allen philosophischen und psychologischen Bindungen unabhängiges Werk Gottes zu beschreiben. Gerade deshalb konnte er sich nicht darin finden, daß Barth von Gott im Grunde nichts anderes auszusagen weiß, als daß er der Jenseitige, der „Ganz andere“ sei. Das ist er gewiß, und es war verhängnisvoll, daß die theologischen Denker des letzten Jahrhunderts den transzendenten Gott in einen immanenten verwandelt hatten. Der Gegensatz zwischen Gott und Welt, Ewigkeit und Zeit war unter ihren geschickten Händen jückerlich ausgeglichen worden, so daß Gott und Mensch auf einer Fläche standen. Barths Reaktion war also notwendig und heilsam, und er hat Paulus auf seiner Seite, wenn er die Jenseitigkeit und Verborgenheit Gottes bezeugt und die Selbstverständlichkeit erschüttert, mit der man von dem sprach, was Gott tun und was er nicht tun könne. Aber Paulus sagt von Gott nicht nur das eine, daß er der Unerforschliche und jenseits alles Menschlichen Wohnende ist; mit Recht mahnt Schlatter, doch nicht zu vergessen, daß Gott uns nach der Schrift gegenwärtig ist im Hinblick seines Sohnes. Diese Gegenwart Gottes in Christus oder im Geist hat nichts zu tun mit dem philosophischen Schulbegriff der Immanenz, sie ist Wirklichkeit nur für den Glauben, der sich in keiner Weise darum bekümmert, daß die Erkenntnisbemühungen der Naturphilosophie nur von einem immanenten Gott wissen und die Welt zu verstehen lehren als die Erscheinung eines universellen, schöpferischen Willens zum Leben. — Ferner kann Schlatter der Voraussetzung Barths nicht zustimmen, daß das Neue Testament lediglich unter dem eschatologischen Gesichtspunkt zu lesen sei und uns überall auf das weist, was Gott tun wird. Die Gemeinde Christi kenne doch auch ein Sein; sie hat ein Werk Gottes, das an ihr geschieht und für sie geschehen ist. Schlatter meint hier die Geringschätzung der Geschichte, die ihm als von Gott gewollte und geleitete gilt, während es bei Barth den Anschein hat, als beurteile er sie lediglich als menschliches Werk oder als Symbol. Ich glaube, daß Schlatter hier die Motive des Römerbriefkommentars nicht ganz gewürdigt hat. Barth ging es darum, jene Erscheinung des Christenstandes zu beunruhigen und unmöglich zu machen, der zufrieden ist mit seinem augenblicklichen Besitz und deshalb der Mahnung bedarf, an das Unanschauliche, das Nichtgegenständliche seine Hoffnung zu hängen. Was er mit seinem Kampf gegen das Bewußtsein des Habens und Besitzens und gegen das Sichgründen auf die Geschichte will, erläutere Barth an der Gestalt Abrahams. Nach seiner geschichtlichen Wirklichkeit ist Abraham der Beduinenfürst, der Weise, der Verträglche und was man sonst von ihm rühmen mag. Aber alles dies Anschauliche an dem Erzbater hat zu unserem Glauben

keine Beziehung, für den nur das Wert hat, was nichtgegenständlich an Abraham ist: seine Gemeinschaft mit Gott, sein Warten auf die zukünftige Stadt, sein Trauen auf die Verheißung, sein „Staub“ und „Asche“ vor Gott. Ohne dem Verfasser des Römerbriefkommentars zu folgen in seiner alleinigen Betonung des eschatologischen Moments und in seiner Zurücksetzung des Geschichtlichen, Gewordenen und Werdenen, das neben dem „Ungeschichtlichen“, Ewigen und nie „geschichtlich Werdenen“ gar nicht in Betracht zu kommen verdient, bin ich dankbar, daß endlich einer mit überall vernehmlicher Stimme auf den „ungeschichtlichen“ und göttlichen Charakter des Glaubens hinwies, der nie ein bloßes Haben und Besitzen sein kann, sondern zugleich ein Warten auf Zukünftiges bleibt. — Besonders unangenehm fühlt sich Schlatter berührt durch die Dialektik Barth's, wenn er den Inhalt des Glaubens nur in gegenseitig sich widersprechenden Aussagen entfalten will und sein Nein setzt gegen alles bloß Menschliche. „Ich, der Gottlose“, der nie etwas anderes sein wird als der Gottlose gegenüber dem „Ich, der Gerechtfertigte“, der nie etwas anderes sein wird als der Gerechtfertigte. Schlatter fürchtet, daß auf diese Weise von einer Theologie im rechten Verstand nichts übrig bleibe, ja jede Theologie im Grunde zur Nichtigkeit werde, da das Barth'sche Nein zu allem Menschlichen auch den Denkfakt treffen müsse. Aber verläuft denn nicht in der Tat das Leben des Glaubens unter dem ständigen Widerspruch des Gegenständlichen gegen das Nichtgegenständliche? Ist nicht die erste, dem Glauben aufdämmernde Erkenntnis von Gottes erwählender Gnade und unserer Verantwortlichkeit eine Antinomie? Wer vom Glauben und göttlicher Offenbarung redet, redet davon dialektisch, nicht im Sinne des Skeptizismus oder um den Denkfakt aufzuheben, sondern als Berichtsfakt über einen Tatbestand. Daß darunter die Theologie leidet, ist nicht nötig, oder wir müßten die Reformatoren und Schlatter selbst aus der Liste der Theologen streichen. Nicht die Dialektik Barth's ist das Übel, sondern daß er nichts anderes als die Gegenätze aufmarschieren läßt und verabsäumt, mit der nötigen Klarheit die Gewisheit des in Gottes Wort verankerten Glaubens ans Licht treten zu lassen. Es ist ohne Zweifel wahr, daß wie es zu Römer 5,1 heißt, „unser aller Hände — anschaulich — leer sind und „bleiben“, daß „die Wahrheit, daß wir neue Menschen sind, für uns immer und überall nur in ihrem Ausgangspunkt besteht“, aber es ist auch wahr, daß der Glaube an Jesus Christus uns die Möglichkeit verleiht, uns immer und überall im Licht des Ausgangspunktes zu sehen, daß wir uns nirgendwo allein sehen, sondern immer und überall als „Menschen in Christus“. Durch den Glauben ist die unauflösbliche, unerklärbare Gemeinschaft des Sünders mit Christus hergestellt, so daß wir nun auch als Murrende, Seufzende und Schwache, ja als Versinkende und Zerrissene im Frieden Gottes sein können. Daß Barth diese Christusgemeinschaft des Apostels Paulus in der Auslegung des Römerbriefs nicht beachtet hat, ist der Grund mancher schiefen, einseitiger Urteile seinerseits und mancher Mißverständnisse, die er bei den Lesern erweckt hat.

Umfassender und tiefer bohrend war der Angriff auf Barth, der von Seiten des Rostocker Systematikers D. Althaus in Stanges „Zeitschrift für systematische Theologie“ erfolgte. Schlatter besitzt zu viel Gemeinsames mit Barth, als daß er dem ihm dort entgegen tretenden Geist ein bloßes Abspaß, Hebe dich fort! hätte zurufen können. Althaus steht auf der ganzen Front seinem Gegner ablehnend gegenüber. Wenn seine Anklagen begründet wären, müßte man allerdings den von Barth gewagten Versuch, unsere Theologen wieder auf grüne Weiden zu führen, als gescheitert beurteilen. Die Anklage ist ja schwer genug, sie behauptet nichts weniger, als daß die jüngste Richtung in der evangelischen Theologie in der Dogmatik die Auflösung des geschichtlichen Offenbarungsgedankens und in der Ethik die Aufhebung jeder konkreten theologischen Erkenntnis vom Willen Gottes und vom Beruf des Christen bedeute. Aber als ich las, wie Althaus diese Anklage dadurch begründete, daß er Barth die Meinung zuschob, Gott sei nur Bedrohung, Krisis, Tod für den Menschen, gewann ich Hoffnung, daß der Angegriffene doch noch nicht erledigt sein möchte, sondern daß der Pfeil auf den Schützen zurückfallen werde. Althaus unterscheidet nicht zwischen den Aussagen Barth's über den unerlösten, „anschaulichen“, „geschichtlichen“ Menschen und dem „ungeschichtlichen“ Menschen, d. h. dem, der in Christus ist. Für uns, wie wir von Natur sind, ist allerdings Gott Bedrohung und Tod. Gerade Paulus ist dafür der beredete Zeuge. Mit aller seiner Religion ist er an Gott gestorben; seine Religion machte ihn erst recht sündig vor Gott, weil sie ihn in den Wahn versetzte, Gott zu kennen und vor Ihm Rechtsansprüche zu haben. Hätte Althaus

den biblischen Tatbestand und die Wirklichkeit des Glaubenslebens vor Augen gehabt, wäre er vielleicht weniger heftig gegen „die Theologie des unbekanntes Gottes“ und die Überzeugung, daß Gott und „dieser“ Mensch, also mein erfahrungsmäßiges Ich im Verhältnis des Gegenstandes stehen, ins Feld gezogen. Es bedurfte nur einer Erinnerung an seine eigene Predigt „Gott ist größer als unser Herz“ (P. Althaus „Der Heilige“ S. 76), um mit Barth einig zu werden in der Beugung vor dem „unbekannten“ Gott. Jedenfalls durfte das Gerechtigkeitsgefühl von Althaus nicht übersehen, wie energisch Barth gerade auf Christi Kreuz und Auferstehung hindeutet und damit der Anlage den Boden wegzieht, daß er den Begriff der geschichtlichen Offenbarung aufgelöst habe. Sein unbilliges Urteil rührt her aus der Verfennung der Tatsache, daß bei Barth „Zeit“ und „Ewigkeit“ nicht einander lokal gegenüberstehende Welten sind, sondern „begriffliche Symbole für zwei Gesetzmäßigkeiten der menschlichen Lage, deren eine für den Menschen Tod, die andere Leben bedeutet“. Metaphysischer Gebrauch darf von diesen rein religiösen Begriffen nicht gemacht werden. Daß in einem so bewegten Buch wie dem Römerbriefkommentar auch Entgleisungen des Ausdrucks und stellenweise Anklachten unterlaufen, ist nichts Sonderliches. Man sollte den Autor nicht dabei festnageln, sondern lieber fragen, ob der von Anfang bis zu Ende durchgeführte Gedanke von dem alleinigen Recht Gottes in Erwählung und Verwerfung und der daraus folgenden radikalen Kulturkritik, die Religion, soweit sie menschliches Gebilde ist, eingeschlossen, vor der Schrift sich behaupten kann. Es ist ferner eine Kleinigkeit, Barth's Abweichungen von der biblischen Lehre über Christus, die Heilsbedeutung seines Lebens und Sterbens und über sein geschichtliches Wirken anzuhängen, wenn man die einzelnen Äußerungen für sich nimmt und sie nicht einordnet in die das Ganze beherrschende Idee. So macht Althaus viel Aufsehens davon, daß Barth den Menschen Jesus in die Reihe der übrigen Frommen einordnet und ihn nach seiner anschaulichen Erscheinung teil haben läßt an der ganzen Fragwürdigkeit des Menschseins, sowie daß er die Menschlichkeit Jesu für das Motiv des Argernisses erklärt, während die doch auch Grund des Glaubens sei. Ob nicht in der Tat Paulus hier auf Seiten seines Auslegers steht? Aber der ganze Anstoß war zu vermeiden, wenn Althaus bemerkt hätte, daß Barth selbstverständlich Jesus so sah, wie ihn die Menschen sahen, ihn aber immer zugleich so sieht, wie er von Gott aus angesehen ist. Er gehört nur nicht zu denen, denen an der Geschichte des Jesus von Nazareth alles liegt, und die am Ziel zu sein glauben, wenn sie die Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte zweifelsfrei gemacht haben, sondern hält sich überall das eine vor Augen, daß nach Erledigung der geschichtlichen Frage das Fragen des Glaubens erst beginnt.

Ebenso unerhört und ungenießbar wie Barth's Wort von Gott ist der zeitgenössischen Theologie sein Wort vom Menschen. Dieser Pessimismus der Weltbetrachtung ist ihr zu radikal, und sie versteht nicht, daß die Rechtfertigung das Verwerfungsurteil über alle Ethik in sich schließt und nicht nur die Krisis des sittlichen Willens. Unfaßlich ist ihr die Aussage, daß Glaube erst entstehe an der Verzweiflung, in die das Gesetz führt, und nicht nach der üblichen beruhigenden Annahme, am Evangelium. Jrgendwo muß doch dem menschlichen Erkennen und Wollen ein Reservat gelassen werden, und es ist tief kränkend, daß Barth jeder Ethik höchst skeptisch gegenübersteht. Barth geht als Reformierter nicht so weit wie die lutherische Orthodoxie, die den Menschen als Stein und Holzloß beschrieb, sondern bekennet die Erklärung des Heidelberger Katechismus, daß wir von Natur untüchtig sind zum Guten und auch als Befehrte, ja als Allerheiligste nur besleckte Werke vorzeigen können. Aber aus diesem bedingungslosen Pessimismus der Weltbetrachtung folgt bei ihm kein ethischer Pessimismus oder gar Quietismus. Der Glaubende ist durchaus aktiv, bewegt von der Ehrfurcht vor Gott. Darum ist ethisches Handeln durchaus Demonstration zur Ehre Gottes, trägt also symbolischen Charakter, ist Darstellung der Beziehung alles menschlichen Lebens auf Gott. Die Überschrift über die Bemerkungen zu den ethischen Gedankengängen des Apostels von Röm. 12 an: „Die große Störung“ hat man wohl so ausgelegt, als empfinde Barth die Ethik an sich als Störung seines auf den absoluten Gegensatz zwischen Gott und Mensch gestimmten Entwurfs. Aber mit dieser Deutung würde man ihn gründlich mißverstehen. Vielmehr meint er die große Störung, die der Menschheit und unserer Art zu urteilen nottut, indem wir gezwungen werden, alles Leben vom Standort Gottes aus zu erfassen und die Problematik alles ethischen Handelns nie aus dem Auge zu verlieren. Auch unser ethisches Handeln bedarf an jedem Punkt der göttlichen Vergebung. Diesen Sachverhalt umzudeuten in die Althaus'sche Sentenz: „Bei Paulus finden wir ethische Verzweiflung, bei Barth eine geschichtsphilosophische Klage,“ hat man aufs Ganze gesehen

Reformierte Kirchenzeitung

Organ des Reformierten Bundes für Deutschland

★ Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege. Psalm 119, Vers 105 ★

Nummer 5.

Barmen, den 1. Februar 1925.

75. Jahrgang.

Inhalt: Das christliche Hausgesinde. — Zur Würdigung von Karl Barth. — Abraham Scultetus. — Reichsschulgesetz. — Kirchliche Nachrichten. — Anfrage. — Vom Büchertisch.

Das christliche Hausgesinde.

(Kol. 3, 22—4, 1.)

Der Apostel redet zu gläubigen Sklaven, zu Leibeigenen, die machtlos und rechtlos so oft grausamer Willkür ihrer Herren preisgegeben waren. Hat er da nicht versucht, die sozialen Verhältnisse umzugestalten und die Befreiung der Sklaven anzustreben? Gläubige Sklaven waren doch frei in dem Herrn, hineingestellt in das höchste Recht, in das der Kinder und Erben Gottes. Aber Paulus hat gerade nach Kolossä den gläubigen Sklaven Onesimus seinem rechtmäßigen Herrn Philemon zurückgesandt. Ihm liegt es nicht daran, die Verhältnisse zu ändern, sondern die Gesinnung der Menschen. Ein Sklave, der zum Glauben an den Herrn Jesus kam, steht in Einsicht des Herzens und in Ehrfurcht vor diesem seinem obersten Herrn. Im Blick auf ihn wird die geringste Sklavenarbeit zum Gottesdienst. Dem herrlicher Gnadenlohn winkt. Aber ebenso wird das geringste Unrecht in solchem Dienste zur Sünde, die das Gericht ohne Ansehen der Person herausfordert. Darum wird aller Augendienerei der Abschied gegeben, und der gläubige Sklave bewahrt seinen Glauben in gewissenhaftem Gehorsam gegenüber seinem lieblichen Herrn in allen Dingen und tut seinen schweren Dienst von Herzen, dem Herrn Christus zu Gefallen.

Haben wir gläubige Diensthboten in unseren Häusern, so dürfen sie ihre untergeordnete Stellung ausfüllen lernen als einen Dienst Jesu, als einen Gottesdienst in peinlichster Treue und dürfen es wissen, daß es dem Herrn ein Kleines ist, sie gerade so als seine Werkzeuge im Hause und in der Gemeinde zu gebrauchen. — Würde der Apostel heute in eine unserer großen Fabriken treten, so würde er die Lösung der sozialen Frage nicht anstreben durch Änderung der äußeren Verhältnisse. Er würde dem gläubigen Arbeitnehmer die Gesinnung zeigen, die dem Herrn Jesus gefällt: Treue im Kleinen, d. h. im Irdischen, Meidung jeglichen Unrechts, jeden Dienstes, der nur Menschen gefallen will, Aufblick zu dem Herrn, vor dessen allwissendem Auge der Christ allezeit steht und der einmal alles Unrecht ahnden wird in unparteiischem Gericht.

Der Apostel redet aber auch die Herren an, die im Glauben stehen. Er schreibt an den gläubigen Philemon gerade in Kolossä. Wer als ein Herr über andere Menschen gesetzt ist, darf es nie vergessen, daß er auch ein Herr im Himmel hat, daß er Rechenschaft geben muß über all sein Tun und Lassen. Darum galt es damals für den Christen, seinem Sklaven das darzuzureichen, was gerecht war, und ihm die „Gleichheit“ (4, 1) zu bieten, die den einen Menschen dem andern, den einen Sünder dem andern, den einen Begnadigten dem andern, den einen Gotteserben dem andern gleichstellt, mag er Herr sein oder Sklave. Das bedeutete freilich eine grundsätzlich andere Behandlung, als wie der Heide sie kannte. Da hörten Grausamkeit und Launen, Unrecht und Lieblosigkeit auf. Da wurde der Herr ein Bote seines himmlischen Herrn, damit auch sein Hausgesinde mit ihm eines Heils teilhaftig würde.

Stehen wir als Hausväter und Hausmütter im Glauben, so haben wir den Diensthboten gegenüber heilige Verantwortung, ihnen, das was recht ist, ihnen die gottgewollte Gleichheit zu geben bei aller Verschiedenheit in äußeren Dingen. Wir lernen sie ansehen und behandeln als Menschen, nach Gottes Ebenbild erschaffen, als Sünder, für die der Herr Jesus sein Blut vergoß, als Leute, denen wir durch Wort und Wandel, durch gemeinsame Hausandacht und gemeinsamen Kirchgang nahe kommen möchten, daß sie mit uns Jesu Jünger und Kinder Gottes werden. So kann unserem Hause Heil widerfahren. — Würde Paulus zu unseren heutigen Arbeitgebern kommen, die gläubig wurden, so würde er sie darauf hinweisen, was für Ge-

fahren Reichtum und Rang in sich bergen bis zum ewigen Verlorengehen, und wie es gilt, jeder Bedrückung und Härte, jedem Unrecht und Blutgeld, aller Selbstsucht und gottlosen Herrenart den Rücken zu kehren und als Diener Christi auch in Kontor und Fabrik sich zu erweisen, damit sein Name auch von Arbeitnehmern gepriesen wird. Se.



Zur Würdigung von Karl Barth.

Kein Theologe wird gegenwärtig so häufig genannt und so heftig umstritten, wie der Göttinger Lehrer Dr. Karl Barth. In erster Linie ist die Jugend von seinem Wort erfaßt, aber auch unter uns Älteren findet sich mancher, der beim Lesen seines „Römerbriefs“, des ersten Korintherbriefs“ und seiner Vorträge und Predigten in die energischste Bewegung hineingezogen wird. Namentlich wenn wir bei Luther und Calvin unser Verständnis der Bibel empfangen haben und insolgedessen von allem bloßen Kulturprotestantismus geheilt sind, fühlen wir uns im Göttinger Auditorium nicht in eine uns ganz fremde Welt versetzt. Wir sehen uns mit Ernst angefaßt, in unserer Selbstverständlichkeit bedroht und aufs neue vor die letzten Wirklichkeiten und Entscheidungen gestellt. Wir hören wieder das Wort „Glaube“ in einem Sinn und mit einer Wucht, wie wir es von der übrigen Theologie des letzten Jahrhunderts nicht gewohnt waren oder wenigstens nur selten hören durften. Uns erscheinen die Gedanken Barths zwar nicht neu; wir vernahmen ähnliches schon bei den Reformatoren. Nur etwas fremdartig kommen sie uns vor in ihrer von Kierkegaard, Dostojewsky u. a. hergeholten Bekleidung. Dennoch sind sie uns sympathisch, und wir nehmen das fremde Rankenwerk mit in Kauf, weil wir glauben, daß hier wieder einmal wirkliche „Theologie“ getrieben wird. Als einem, der Barth von Herzen dankbar ist und allen seinen Schriften mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, sei es mir erlaubt, vor unserem Leserkreis von dem Dienst zu reden, den Barth unserer Theologie leistet.

Mit gewollter Einseitigkeit und Schärfe wird überall die absolute Jenseitigkeit Gottes hervorgehoben. Weite Kreise unserer theologischen Führer hatten das vergessen. Es gehört zu dem bösen Erbe, das wir von Schleiermacher übernommen haben, daß die von uns aus nie zu überbrückende Distanz zwischen Gott und dem Sünder verschwiegen und durch ein erschliches All-Eins-Gefühl ersetzt wurde. Schleiermachers Entwicklungsoptimismus, der sich ergab aus seiner Formel: „Einigung von Vernunft und Natur“, hatte zur Folge, daß die Theologie harmlos wurde und dem Todesernst der heiligen Schrift kaum noch eine Stätte gönnte. Die weitere Folge war, daß die Theologie sich aus einem Ringen um Erkenntnis Gottes in Religionsgeschichte und Psychologie verwandelte. Wer mit den Fragen, die etwa einen Calvin bewegten, in den Lehrsaal eines Harnack, Bouisset oder Heiler eintrat, befand sich tatsächlich in einer anderen Welt, in der man von der Not des Sünders nichts mehr empfand. Gewiß, wir hatten Hermann Cremer in Greifswald, Martin Räßler in Halle, wir erfreuen uns noch eines Glaubenszeugen wie Adolf Schlatter in Tübingen, aber sei es, weil ihr Wort nicht laut genug war oder weil sie selbst die Wurzel unserer theologischen Armut nicht deutlich genug anwiesen oder aus welchem Grunde auch immer, die Theologie blieb für unzählige ein Irrgarten, in dem die darin eingesperrten Opfer des theologischen Berufs die ewige Kreisbewegung um sich selbst veranstalteten. Dazu kam der unheimliche Respekt, den man der Philosophie und besonders der Naturphilosophie entgegenbrachte. Die Überzeugung der Alten, daß die Theologie die Königin der Wissenschaften ist, wurde vielleicht im historischen Colleg erwähnt, aber sofort mit der Bekanntmachung verbunden, daß sie das längst nicht mehr sei. Konnte in dieser Luft ein junger